

DIE BESTEN ZEHN SEKUNDEN MEINES LEBENS

ROGER SCHMELZER
DIE BESTEN
ZEHN SEKUNDEN
MEINES LEBENS

Roman

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2009

© 2009 by Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © SVT Bild/Das Fotoarchiv

Autorenfoto: © Britta Schüßling

Gesetzt aus der Aldus und der Copperplate

Satz: Buch-Werkstatt, Bad Aibling

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04140-8

Für meine Mutter

ERSTER TEIL

An einem kalten Frühlingstag fand im überfüllten Aufenthaltsraum B für die Mittelstufe des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums Hölten in der Nähe von Paderborn zwischen mir und Mark Hillebrand folgender Dialog statt. Er dauerte nur ein paar Sekunden – aber er versaute mir die nächsten zwanzig Jahre meines Lebens.

»Mann, wir sollten öfter mal zusammen was an den Start kriegen, Chris.«

»Klar, Mark.«

»Ey, hast du nicht mal Bock, mitzulaufen? Morgens zur Penne, da kommt man echt gut drauf.«

»Du meinst: joggen? Jeden Tag?«

»Genau. Na, was ist? Bist du dabei?«

»Nö.«

»Okay. Also, man sieht sich.«

»Klar.«

Seit jenem Tag habe ich diese Unterhaltung etwa eine Zillion Mal in meinem Kopf abspielen lassen, immer und immer und immer wieder. Das klingt natürlich nach einer ziemlich monotonen Art der Freizeitgestaltung, aber wir von einer fixen Idee Besessenen haben da keine Wahl. Wir machen das nicht aus Spaß.

Manchmal vergehen vielleicht ein paar Tage, ohne dass ich daran zurückdenke, aber dann sagt sich irgendeine sadistische

Synapse oben in meinem Kopf: »Hey, wir haben den guten alten Chris Mackenbrock ja das ganze Wochenende noch nicht gequält. Jungs, helft mal mit, wir vernetzen uns mit dem Erinnerungszentrum, Abteilung 1983, und stellen dann eine Verbindung mit seinem Bewusstsein her. Mann, das wird ein Spaß!«

Und dann ... höre ich es wieder, dieses Gespräch, das ich geführt habe, als ich sechzehn war. Und wieder. Und wieder.

»Na, was ist? Bist du dabei?«

»Nö.«

Wenn die Jungs da oben in meinem Kopf gut drauf sind, dann schalten sie eine Stufe höher. Dann werden die Details von damals für mich wieder lebendig, sobald ich die Augen schließe: der Geruchsmix aus Schweiß, Sagrotan und Butterbrot, der einen umhaute, wenn man reinkam, und das Neonlicht, in dem alle ein bisschen krank aussahen. Als Aufenthaltsraum für die gesamte Mittelstufe war das Zimmer einfach zu klein. Jeden Morgen klopfen sich Dutzende von uns um die paar Stühle. Die Verlierer bevölkerten Tische, Fensterbänke und Heizkörper.

An diesem Morgen lehnte ich an meinem Stammheizkörper und sengte mir den Arsch an (was ganz okay war, denn es war kalt und nass, und die Alternative war, ihn sich abzufrieren). Mark Hillebrand hatte seinen Stammstuhl verlassen und sich zu mir durchgedrängt, mein Lateinheft in der Hand.

»Hier ist dein Heft zurück, Chris.«

»Danke, Mark.«

Und so weiter, die Erinnerung lässt sich nicht stoppen, wenn sie erst mal eingesetzt hat, der ganze Dialog läuft durch, bis zu dem Punkt, an dem Mark sich endlich schulterzuckend umdreht und sich durch eine Horde brüllender Achtklässler wieder zu seinem Platz kämpft.

Wenn aber die Sadisten oben in meinem Kopf mich in einem Moment der Schwäche erwischen, also wenn ich spätnachts aus dem »Double U« komme, mich vor den Fernseher haue, verständnislos auf eine Quizshow starre und gerade so viel getrunken habe, dass ich melancholisch werde, oder wenn ich auf dem Militärring im Stau stehe, und die Bäume im Stadtwald sind kahl und der Himmel ist grau, dann fahren sie das volle Programm ab. Dann lassen sie mich wieder *alles* durchleben! Jedes Wort, jeden Geruch – und jeden Gedanken, jedes Gefühl. Alles hochauflösend in Full HD, und mit jeder Menge Bonusmaterial (und entfallenen Szenen). Das läuft dann etwa so ab:

Mark Hillebrand kommt auf mich zu. Er will mir das Lateinheft wiedergeben. Ich weiß, dass ich ihn vor Kreymanns heiligem Zorn gerettet habe, und das fühlt sich gut an. Marks sozialer Status liegt irgendwo zwischen Clint Eastwood, Angus Young und Gott – aber vor Kreymann zittern sie alle. Selbst Gott.

Guido Diedrich aus der Zwölf hatte tatsächlich mal einen Cartoon in der Schülerzeitung veröffentlicht, in dem ein eingeschüchterter Gottvater zu sehen war, der an einer Schultafel mit zitternder Hand versucht, das Wort »Deus« zu deklinieren (fehlerhaft natürlich). Neben ihm stand Kreymann, die zunehmende Panik seines Opfers mit kaltem Lächeln genießend. Darunter stand: »Warum Dr. Kreymann ganz sicher zur Hölle fahren wird!«

Die Zeichnung war Guidos gelungenstes Werk und dazu eine Heldentat, aber Guido hatte sie natürlich erst veröffentlicht, nachdem er Latein abgewählt hatte.

Mark: Hier ist dein Heft zurück, Chris.

Ich: Danke, Mark.

Mark: Das war echt schwer in Ordnung von dir, dass ich Latein von dir abpinnen konnte. Ohne dich wär ich jetzt ein toter Mann!

Ich: Kein Thema, ey ...

Mark: Ich weiß gar nicht, wie ich das vergessen konnte, dass Kreymann heute die ganzen Übersetzungen einsammeln will. Unglaublich, was?!

Ich: M-hm.

Mark: Also, du bist echt schwer in Ordnung. Mann, wir sollten öfter mal zusammen was an den Start kriegen, Chris.

Ich: Klar, Mark.

Mark: Ey, hast du nicht mal Bock, mitzulaufen? Morgens zur Penne, da kommt man echt gut drauf.

Ich: (heftiges Japsen)

Mark: (fragender Blick)

Ich: (noch heftigeres Japsen)

Ich starrte ihn nur an und konnte nichts sagen. Stattdessen japste ich noch mal. Im Monat zuvor hatten wir in Biologie Verhaltenslehre durchgenommen und gelernt, dass ein Huhn, das zwischen zwei starken Reizen hin- und hergerissen ist und sich nicht entscheiden kann, blödsinnig gackernd durch die Gegend läuft und auf dem Boden nach Körnern pickt, obwohl gar keine da sind.

Ich hatte es nicht so mit Körnern. Also japste ich.

Mark Hillebrand hatte mir angeboten, jeden Morgen mit ihm zur Schule zu laufen. Mit ihm zu trainieren. Das war cool. Es gab nur ein Problem: Ich war kein Sportler wie Mark. Ich war noch nicht mal Durchschnitt. Ich war ... DICK!

Hätte Mark mir diese Frage vier oder fünf Jahre zuvor gestellt, hätte ich, ohne zu zögern, zugesagt – falls ich vor Aufregung in der Lage gewesen wäre, mich an das Wort »Ja« zu erinnern und es fehlerfrei auszusprechen.

Mit zwölf hatte ich es noch mühelos geschafft, mich wahlweise als Han Solo, Michael Strogoff, Captain America oder Kalle Rummenigge zu sehen – und die Tatsache zu verdrän-

gen, dass meine Helden sich in einem entscheidenden Punkt von mir unterschieden: Sie waren *dünn!*

Jetzt, mit sechzehn, hatte ich gelernt, den Tatsachen ins Auge zu blicken. *Ich war dick!* Keine Tonne, wie Hubi Klahold aus der 10B, kein Monstrum wie Monika Brasch aus der Zwölften. Gerade so dick, dass eine Mutter, wenn sie den Satz »Du hast halt schwere Knochen, mein Junge« ausspricht, dir dabei nicht mehr in die Augen, sondern nervös lächelnd auf einen Punkt an der Wand hinter dir schaut.

Ich war füllig. Speckig. Rundlich. Wohlgenährt. Vollschlank. Untersetzt. Kompakt. Eigentlich aber: dick.

Ab diesem Punkt läuft meine Erinnerung in Zeitlupe ab, und außerdem psychedelisch verzerrt. Ich höre wieder das Blut mit einem Tempo und einem Lärm an meinen Ohren vorbeirauschen, dass ich meine, alle müssten sich zu mir umdrehen. Und ich rechne fest damit, dass Richie Sander gleich so was sagt wie: »Ey, was ist das denn? Ist das die Klospülung, oder kommt das aus deinem Kopf, Dicker?« Und dann lachen alle, und ich tu, als würde ich das auch lustig finden, und überlege mir einen Konter wie: »Bei euch gibt's doch nicht mal fließendes Wasser, Richie. Wie willst *du* wissen, wie sich 'ne Klospülung anhört?«

Aber das Rauschen ist gut. Es gibt mir ein paar Sekunden zum Nachdenken. Jeder muss kapieren, dass ich nicht antworten kann, solange es dermaßen rauscht in meinem Kopf.

Tatsächlich hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt körperliche Anstrengung nie als ernsthafte Möglichkeit zur Gewichtsreduzierung in Betracht gezogen.

Nur einmal, als ich dreizehn war, hatte ich versucht, meinem damals explodierenden Leibesumfang entgegenzuarbeiten. Ich arbeitete ein Programm aus, in das ich optimistisch täglich fünfhundert Liegestütze und einen Zwanzigkilome-

terlauf einplante. Am ersten Tag schaffte ich immerhin noch zehn Liegestütze und ein Dutzend Kniebeugen. Aber am Tag danach begannen die großen Ferien, und im ZDF lief nachmittags nicht mehr das Testbild, sondern Kinderferienprogramm, und ich entschied, dass ich zu beschäftigt war, um Zeit für Training zu haben.

Das war's für mich mit dem Trainieren – bis zu diesem Augenblick. In ein paar Sekundenbruchteilen lief meine nähere Zukunft vor mir ab:

Ich sah mich und Mark, wie wir uns morgens in der Dämmerung an der Kreuzung bei uns im Dorf treffen, um loszulaufen. Verrückt – ich sah sogar, wie unser Atem in der Kälte dampft. Mark, ganz Sportler, klopf mir auf die Schulter: »Komm, Dicker, du packst das!«

Wir laufen die noch menschenleere Hauptstraße entlang, vorbei an den roten Ziegelhäusern und an dem winzigen Gemischtwarenladen, den geteerten Feldweg hinter dem Friedhof entlang, der uns erst über Weiden, dann durch Kornfelder hindurch zur Kreisstraße bringt, dann immer weiter über die Straße, zwei winzige Punkte in einer flachen, öden Landschaft. Wir keuchen an der alten Marienkapelle vorbei, dann an ein paar Einsiedlerhöfen, und es ist hart, echt hart, aber irgendwann nähern wir uns endlich dem Stadtrand von Hölten. Wir überqueren die Bundesstraße, setzen zu einem Schlusspurt an durch die modernen Wohnsiedlungen am Stadtrand, dann das Stadtzentrum mit den vielen alten Fachwerkhäusern, und dann endlich sehen wir die langgestreckten Schulgebäude vor uns.

Wir halten an den Fahrradständern hinter der Schule und machen zum Schluss ein paar von diesen superprofessionell aussehenden Dehnübungen, und Mark sagt: »Siehst du, Dicker? Du kannst alles schaffen! Dir hat nur ein Coach gefehlt!«

Dann ein paar Monate später: Wie jeden Morgen laufen Mark und ich durch die Stadt Richtung Schulhof. Als wir an

der Bushaltestelle vorbeisprinten, steigen gerade Norbert Vossebein, der Schülersprecher, Bettina Croy und Judith Kreilos, die beiden hübschesten Mädchen aus der Elf, und Dr. Bruns, mein Lieblingslehrer, aus. Dabei schnappe ich ein paar Gesprächsfetzen auf.

»Boah, ist das Chris aus der Zehn? Der muss ja inzwischen mindestens zwanzig Kilo weghaben!«

»Oh Mann, warum hab ich nicht so eine Selbstdisziplin?«

»Toller Kerl. Ist ja auch mein Lieblingsschüler!«

(In Wirklichkeit kamen Judith und Bettina gar nicht mit dem Bus, sondern mit dem Zug zur Schule, und Dr. Bruns in seinem Toyota. Aber wenn man nur ein paar Sekunden Zeit hat, kann man einen großenwahnsinnigen Tagtraum nicht auch noch auf seine Stimmigkeit hin abklopfen, sondern muss ein bisschen improvisieren.)

Schließlich die letzte Vision, wieder einige Monate später: Mark und ich laufen in elegant-lockerem Stil in den Schulhof ein. Ich schwitze nicht mal. Wir klatschen uns ab. Mark sagt: »Okay, bis später dann, D-«. Er sieht mich an und grinst. »Ich wollte »Dicker« sagen, ganz aus Gewohnheit. Aber wir müssen uns echt einen neuen Namen für dich ausdenken.«

Natürlich durchlebe ich in meiner Erinnerung an jenen Morgen auch diese Vision immer wieder aufs Neue. Und es ist verrückt – ich ertappe mich dabei, wie mich noch nach all den Jahren dieser alberne kleine Tagtraum jedes Mal mit einem blödsinnigen glücklichen Lächeln zurücklässt.

Damals allerdings lächelte ich nicht – ich japste hilflos. Denn neben der Verlockung existierte ein gegenteiliger Reiz: Angst. Oder wie ich es nennen würde: Panik. Eben das Gefühl, das sich einstellt, wenn man einem Dicken gegenüber das Wort »Sport« ausspricht.

Hier die Liste meiner traumatischsten Erlebnisse im Sportunterricht:

1) Achte Klasse, Kastenspringen: »Quäler« Pröttel, mein Sportlehrer über vier für uns beide leidvolle Jahrgangsstufen hinweg, hatte die niedrigste Höhe eingestellt. Während ich anlief, ging ich den Sprung im Kopf durch. Ich war vielleicht dick, aber kein Bewegungslegastheniker. Abspringen, Beine spreizen, die Arme nach vorn strecken, abstoßen und den Schwung mitnehmen. Ich wusste, dass ich das draufhatte.

Ich sprang ab ... genauer gesagt: Ich *glaubte* abzuspringen. Aber ich hatte mein Gewicht unterschätzt: Ich lief einfach mit voller Wucht gegen den Kasten, kippte vornüber und blieb mit ausgebreiteten Armen auf dem Gerät kleben wie ein Insekt, den Oberkörper auf der ledernen Oberfläche ausgestreckt, während meine Beine dahinter herunterhingen. Und dann ... rutschte ich hinunter, langsam, erbärmlich, während ich vergeblich mit den Händen nach Halt suchte. Ich sackte einfach hinter dem Kasten langsam zu Boden, zu panisch, um mich abzustützen, und so verlor ich zuletzt das Gleichgewicht und landete rücklings auf dem Boden, wo ich hilflos wie ein umgekippter Maikäfer liegen blieb. Alle lachten.

2) Neunte Klasse, Basketball: Während des Spiels war der Ball plötzlich verschwunden, irgendwo hinter eine am Hallenrand aufgestellte Matte gerollt. Richie Sander schrie: »Ey, wo ist der Ball?« Dann sah er mich an.

»Dicker, du hast ihn!«

»Nein, Quatsch, ich hab ihn nicht!«

»Doch hast du ... unterm Trikot! Leute, er hat ihn unterm Trikot! Los, gib her!«

Dann kam er auf mich zu und griff nach meinem Bauch, als würde er ihn für einen Ball halten. Ich brüllte wütend und versuchte ihn wegzustoßen, doch das feuerte ihn noch mehr an. Er ließ nicht locker und schrie immer wieder: »Ey, gib her den Ball! Du hast ihn doch! Man kann ihn ja *fühlen!*« Alle lachten.

3) Neunte Klasse, Badminton: Ich hechtete gerade nach einem

Schmetterschlag, als Richie Sander aus dem Nachbarfeld zu mir herübersah und schrie: »Leute, guckt euch das an! Der hat Titten! Mensch, die sind ja größer als die von Inga Rust!«

An diesem Abend ließ ich zum ersten Mal seit Jahren freiwillig das Abendessen aus, denn ich hatte vor dem Badezimmerspiegel meinen Körper gründlich inspiziert und festgestellt, dass Richie recht hatte: Das waren Titten, und es waren meine, und sie waren monströs! Ich schloss mich ein und heulte. In der Nacht holte ich dann das Abendessen nach, denn Leiden macht hungrig! Ich glaube, es war damals das erste Mal, dass ich mich dafür hasste, dass ich aß.

Der Witz mit den Titten wurde zum Glück bald langweilig, aber er war nicht tot, nur weggeschlossen wie im Horrorfilm das Monster hinter der verschlossenen Tür, und jederzeit konnte man ihn hervorholen und auf mich hetzen: »Mann, das ist ja Wettbewerbsverzerrung. Wie soll ich mich denn konzentrieren, wenn ich deine Titten vor mir wabbeln sehe, Dicker?«

Es kann übrigens unmöglich immer Richie Sander gewesen sein, der all diese Witze machte. Erstens war er mein bester Freund, und zweitens war er erst in der neunten Klasse auf unsere Schule gewechselt. Aber in meiner Erinnerung ist es immer Richie, der mich verspottet, wahrscheinlich wegen seiner lauten, quäkigen Stimme, die man noch im hintersten Winkel der Turnhalle gut verstehen konnte, selbst wenn er in normaler Lautstärke sprach – wenn Richie sich über einen lustig machte, dann wusste man, dass *jeder* es mitbekommen würde.

4) Zehnte Klasse, Handball: Jens Kaletta und Mark Hillebrand wählten die Teams, wie fast immer. Wie üblich blieb ich bis fast zuletzt auf der Bank sitzen. Kaletta, der die Wahl verloren hatte, rief meinen Namen nicht mal auf, sondern schaute mich nur unendlich genervt mit diesem »Womit-habe-ich-das-nur-verdient«-Blick an und nickte mir zu.

Wahrscheinlich war es dieser Blick, der mich anstachelte:

»He, lasst mich ins Tor! Ich fülle das ja fast ganz aus! Ich muss mich nicht mal bewegen!«

Ich stellte mich zwischen die Pfosten und stemmte die Arme in die Hüften. Kaletta lachte, die anderen auch.

»Okay, Dicker! Geh ins Tor! Gute Idee!«

Ich erwies mich als Niete im Tor und kassierte einen Treffer nach dem anderen, aber darum ging es nicht – sondern darum, dass ich jetzt sogar so weit war, selbst Witze über mich zu machen. Es war pure Verzweiflung, die mich dazu gebracht hatte, aber der Erfolg spornte mich an. Sobald ich spürte, dass den Leuten um mich herum langweilig wurde oder sie gereizt waren – sichere Indikatoren dafür, dass ein Witz auf meine Kosten in der Luft lag –, wurde ich aktiv und sagte Sachen wie: »Keine Angst, Männer, euch erwischt keiner beim Rauchen. Wenn die Aufsicht kommt, dann versteckt euch einfach alle zusammen hinter mir. Da seid ihr ganz sicher!«, oder: »Dick? Ich bin nicht zu dick. Ich bin nur zu klein für mein Gewicht!« Es mussten nicht mal gute Witze sein – Hauptsache, ich war's, der sie machte.

Zu dem Zeitpunkt, als mir Mark Hillebrand vorschlug, mit ihm zu trainieren, glaubte man bereits von mir, dass ich eine komplett abgeklärte Einstellung zu meinem aufgeblähten Äußeren entwickelt hatte. Witze über meinen Bauch und mein Doppelkinn prallten an mir ab, und ich hatte ein breites Repertoire aufgebaut, um sie jederzeit zu kontern. Ich war zu dem »Er-ist-dick-aber-er-steht-dazu«-Typ geworden.

5) Zehnte Klasse, wieder das verdammte Kastenspringen, nur ein paar Wochen vor diesem Frühlingsmorgen im März 1983:

Ich rannte auf den Kasten zu, ein gutes Gefühl, denn inzwischen hatte ich mich in Sachen Kraft und Körperkoordination verbessert und schaffte den Sprung regelmäßig. Ich stieß einen Kampfschrei aus (der zu meinem selbstironischen Programm gehörte), warf mich nach vorn und dann ... zerbrach das hölzerne Sprungbrett unter meinem Gewicht.

Ich hob ab, trudelte, von meinem Schwung getragen, durch die Luft – und klatschte oben auf den Kasten, mit ausgebreiteten Armen und Beinen.

Ich war mir bewusst, wie lächerlich ich aussehen musste, und obwohl ich vor Schmerzen kaum atmen konnte, wusste ich, was zu tun war: Ich hämmerte den Kopf in gespielter Verzweiflung auf die Lederbespannung und gab dann eine Zugabe, indem ich auch noch hineinbiss. Die Reaktion war, wie ich sie erwartet hatte: Alle lachten – aber nicht über mein Missgeschick, sondern über die kleine Show, die ich abzog.

Und dann begann das Drama: Pröttel, der gerade zwei Jungs die Schlüssel für den Materialraum gegeben und deshalb nicht zugeschaut hatte, kam zurück, sah mich auf dem Kasten liegen und die anderen lachen – und missverstand die Situation.

Pröttel war ein harter Mann mit einer Leidenschaft für sprachlich verknappten Militärjargon und Fünftausendmeterläufe. Die armen Hunde, die in seinem Sportleistungskurs landeten, bastelten sich Buttons, die sie heimlich trugen und sie als Mitglieder der »Wehrsportgruppe Pröttel« auswiesen.

Jetzt sah er mich, hilflos auf dem Kasten herumstrampelnd, und der Anblick muss so mitleiderregend gewesen sein, dass Pröttel beschloss, zum ersten Mal in seiner Lehrerkarriere eine menschliche Regung zu zeigen. »RUHE! VERDAMMT, MERKT IHR DENN GAR NICHT, WIE EKELHAFT DAS IST, ÜBER IHN ZU LACHEN?«

Ich wollte etwas sagen, aber Pröttel hatte jetzt die Pädagogik für sich entdeckt und war offenbar entschlossen, dieses neue und aufregende Gefühl ganz und gar auszukosten.

»Chris kann nichts dafür, dass er ... äh, dass er so ist, wie er ist. Leute, das ist menschlich ganz, ganz schwach von euch! Die Einzigen, die sich hier lächerlich machen, das seid ihr selbst!«

Ich zitterte vor Demütigung – und zu allem Überfluss sah Pröttel genau in diesem Moment von den anderen zu mir,

kam daraufhin auf mich zu und tätschelte unbeholfen meine Schulter. Dann half er mir von dem Kasten wie einer alten Frau und zog eine verkrampfte Grimasse, die er für ein aufmunterndes Lächeln hielt.

»Schon gut, Junge. So was passiert in meinem Unterricht nicht wieder. Verspreche ich dir.«

Ich nickte. Was hätte ich auch schon dazu sagen sollen? Um die Situation wenigstens einigermaßen zu retten, nahm ich das zerbrochene Sprungbrett, betrachtete es missbilligend, tat so, als würde ich eine Aufschrift entziffern, und wandte mich in gespielter Empörung zu den anderen.

»Mann, kein Wunder, dass mich das nicht gehalten hat – das ist ja nur zugelassen bis fünfhundert Kilo!«

Ich lachte – bis ich merkte, dass ich der Einzige war. Pröttel, der weder die Situation noch den Witz begriff, sah mich stirnrunzelnd an. Wahrscheinlich suchte er nach Anzeichen für einen Gehirnschaden durch den Sturz. Die anderen standen nur da und starrten schweigend zu Boden. Nicht weil sie Angst vor Pröttel hatten. Nicht weil sie's nicht lustig fanden. Sie schwiegen, weil sie ein schlechtes Gewissen hatten – und Mitleid.

In einem schrecklichen Augenblick der Klarheit erkannte ich, dass ich in einem Teufelskreis gefangen war. Wenn die anderen über mich lachten, war es die Hölle für mich. Wenn sie es aber nicht taten, war es noch schlimmer. Ich spürte, wie mein Kopf rot wurde und mir Tränen in die Augen schossen. Erschrocken wendete ich mich ab, aber es war zu spät. Pröttel in seiner neu entdeckten Sensibilität hatte meinen Moment der Schwäche bemerkt: »Da seht ihr, was ihr angerichtet habt! Schwachmaten!«

Ich wollte etwas sagen, brachte aber nur einen ersticken Laut heraus. Pröttel bedachte mich mit einem mitfühlenden »Sag-nichts-ich-weiß-genau-wie-du-dich-jetzt-fühlst-Junge«-Nicken und nahm mir sanft das Brett aus der Hand.

Er sah die anderen mit kopfschüttelnder Verachtung an,

und um meine Demütigung komplett zu machen, legte er seinen Arm um meine Schulter, und mir blieb nichts anderes übrig, als mich von ihm aus der Halle in den Umkleideraum führen zu lassen, wo er tröstend auf mich einredete.

»Nicht so ernst nehmen, okay, Junge? Sind doch selbst alles ganz arme Schweine!«

Damit ließ er mich sitzen und ging zurück, um dem Rest der Klasse mit einem ausgedehnten Circuittraining Anstand beizubringen.

Natürlich habe ich das nicht alles in dieser Ausführlichkeit vor mir gesehen, als ich damals im Aufenthaltsraum B an meinem Lieblingsheizkörper lehnte und überlegte, was ich auf Mark Hillebrands Angebot antworten sollte. Es war eher, als hätte mein Gedächtnis eine Reihe von Polaroids vor mir auf den Tisch geknallt und mich Sekundenbruchteile lang betrachten lassen: »Hier – das bist du beim Springen, Alter. Mann, siehst du dabei scheiße aus! He, das hier ist gut getroffen: wie Richie deinen Bauch abklopft und tut, als würde er nach dem Fußball suchen. Mann, was haben wir gelacht, oder? Und hier, das ist ja überhaupt das Beste: Pröttel, wie er den Arm um dich legt, und du schaust krampfhaft aus dem Fenster, damit ja keiner merkt, dass du heulst! Super Schnappschuss, was?!«

Und damit war dann klar, wie ich mich entscheiden würde. Ich schüttelte die Tagträume von einem schlanken besseren Ich ab und stellte mich der Realität: Für uns Dicke bedeutet Sport Demütigung, Gefahr, ein überhöhtes Risiko ohne echte Aussicht auf Gewinn.

Ich atmete durch und grinste Mark an.

»Nö.«

»Okay. Also, man sieht sich.«

»Klar.«

Ich nahm das Lateinheft, packte es in meine Tasche, holte ein »Nuts« heraus, riss die Verpackung auf und schob sie

liebevoll zurück. Ich hatte der albernen Versuchung widerstanden, und damit würde ich der Erniedrigung ausweichen, die irgendwo auf dieser Strecke mit Sicherheit auf mich wartete.

Ich hatte meinen Platz bereits gefunden, und meine Rolle, in der ich mich einigermaßen sicher fühlen konnte. Wieso sollte ich das aufgeben und mich abstrampeln in der vergeblichen Hoffnung, zwei Kilo im Monat zu verlieren? Das wäre dämlich – so dämlich wie ein Astronaut, der sich entscheidet, sich während eines Weltraumspaziergangs den Schutzanzug vom Körper zu reißen, um ihn durch einen modischen Calvin-Klein-Anzug zu ersetzen.

Ich biss genüsslich in mein »Nuts« und war sehr zufrieden mit mir.

Zehn Monate später wechselte Kathleen Specht auf unsere Schule, und als ich mich zwei Monate später in sie verliebte und die bloße Vorstellung, mich zu küssen, bei ihr einen Kicheranfall auslöste, wurde mir klar, dass ich mindestens vierundzwanzig Kilo zu viel wog.